

Nr. 51.

1903.



Sonntags-Beilage zur Ostdeutschen Presse
und deren Sonder-Ausgaben.

Verlag der Gruenauer'schen Buchdruckerei Otto Grunwald in Bromberg.



für wen? Nach dem Gemälde von V. Schivert.
(Photographie-Verlag von Josef Albert in München.)

— ❖ An den Mond. ❖ —

Der Nachtwind seufzt, es zittert
Der Sterne banges Licht,
Oft hebt aus zerrissenem Schleier
Der Mond sich, ein stilles Gesicht.

Mitfühlend blickt er nieder
Auf eine blasse Maid,
Die auf zu ihm schauet und weinet,
Im Busen das flutende Leid:

Grüß mir den Heißgeliebten,
Du schöner, milder Stern!
Du zeigst auch ihm ja das Antlitz:
Wir Armen nur weilen uns fern.

— ❖ —
Zwei Weihnachten.

Novellette von Kurt Julius Wolf.
[Nachdruck verboten.]

Für den Weihnachtsabend war der junge Doktor Merkel zum Schokoladenfabrikanten Böhrmann in der Kurfürstenstraße eingeladen. Anfangs hatte er gar keine Lust, hinzugehen. War er doch schon aus der Studentenzeit her gewohnt, Weihnachten nach bekannter Junggesellensitte „auf der Bude“ zu feiern, im Schlafrock, ein gutes Buch in der Hand, dazu natürlich auch ein Bäumchen, ein Pfeifchen und ein Pimfchen. Eine Abgabe aber konnte in der Kurfürstenstraße schließlich doch zu seinem Schaden bemerkt werden. Böhrmanns waren ebenso reich als verwöhnt, und er hatte sich nun einmal zum Hausarzt bei ihnen entwickelt. Was also die Weihnachtseinladung betraf, so beschloß er, im Interesse seiner Praxis, nicht abzusagen.

Es schneite, als er sich gegen 6 Uhr auf den Weg machte. Er hatte mehr als eine Viertelstunde zu gehen; aber es wäre ihm an diesem Abend kaum

möglich gewesen, in einer Droschke zu fahren. So blieb er zu Fuß, beobachtete das belebte Bild der Straße und nahm sich hin und wieder wohl auch die Zeit, vor einem der reich ausgestatteten Schaufenster stehen zu bleiben. Er freute sich über den unverwundlichen Glanz des lieben alten Weihnachtsfestes.

Als etwas Merkwürdiges fiel ihm schließlich auf, daß immer dieselbe Frauengestalt vor ihm herging, bald näher, bald ferner. Wenn er sich anschickte, den Straßendam zu überschreiten, hatte sie gerade das gegenüberliegende Trottoir erreicht. Hatte er eine Seitenstraße zu passieren, so war sie ebenfalls in diese eingebogen. Vorübergehende mußten auf den Gedanken kommen, er verfolge sie. Ihm selbst kam es vor, als ob sie das gleiche Ziel hätte. Aber freilich — Löhrmanns Gäste, soweit sie Damen waren, gingen nicht zu Fuß, am wenigsten in dieser Stunde.

Dennoch blieb die Fremde vor dem Hause Rurfürstenstraße 17 stehen, dessen erste Etage Löhrmanns bewohnten. Sie schloß den Schirm, streifte die Schneeverklumpung von der Sohle und stemmte sich mit dem rechten Arm gegen die hohe, schwere Tür. Er kam gerade zurecht, ihr beim Öffnen behilflich zu sein. Als sie ihm das Gesicht zuwandte, erschraf er fast, derart überraschte ihn diese unerwartete Begegnung.

„Mar — —! Seh' ich recht — Fräulein Rau?“

Sie schien ebenso betroffen und blickte prüfend zu ihm auf. Unter dem Hutrand, unter dem dunklen Schleier glänzte das Auge vom Licht der Ampel, die den Flur erhellte.

„Fritz Merkel,“ sagte sie langsam, „ist's möglich!“

Er nickte, vom Klange dieser Stimme ganz eigen gerührt, zog dann den Hut und machte seiner ersten Liebe eine kleine, artige Verbeugung.

„Doktor Fritz Merkel,“ vervollständigte er mit bescheidenem Stolz. Sie senkte den Kopf und ging tiefer ins Haus. Ihre Verlegenheit schien eher zu wachsen als zu schwinden.

„Ich glaubte — ich hatte gar keine Ahnung, daß Sie in Berlin sind, Herr — Herr Doktor.“

„Auf meiner Seite dieselbe Unwissenheit — leider!“ sagte er gut gelaunt, dicht neben ihr die Stufen emporsteigend, als könne es gar nicht anders sein. Er glaubte nun allen Ernstes, daß sie auch zu Löhrmanns ginge. Und der Gedanke bewegte ihn, nach so vielen Jahren gerade diesen Abend unter den Augen der Jugendgeliebten zu feiern.

Marianne Rau aber blieb nicht stehen, als sie den Stiegenabsatz erreicht hatten und ihr Begleiter auf die breite Glastür zutrat, aus der die Lichtstrahlen des Reichthums und die Düste der Löhrmannschen Küche drangen. Erst als er schon die Klingel in Bewegung gesetzt, bemerkte er, daß sie sich von ihm entfernt hatte und die Treppe weiter hinaufgestiegen war.

Er machte ein ziemlich ratloses Gesicht hinter ihr her. „Ja — wo wollen Sie denn hin?“ fragte er verwundert.

„Höher hinauf,“ sagte sie, ohne stehen zu bleiben, und ihre Stimme klang gedämpft. „Dort oben, wo das Haus aufhört, dort wohne ich. Gute Nacht, Herr — Herr Doktor. Viel Vergnügen diesen Abend.“

In demselben Augenblick, als vor ihm die Entreeüre geöffnet wurde, war die Gestalt im Treppenhaus verschwunden. Er hörte noch das Rascheln des Kleides, dann nichts als die Tritte zweier flinker Füßchen, die höher und höher im Hause verklangen.

„Wollen Sie nicht näher treten, Herr Doktor?“ sagte die Jungfer in der Entreeüre. „Die Herrschaften sind im Salon.“

Auf dem Sofa im Salon thronte die Frau des Hauses, an diesem Abend eine lächelnde Operetten-Mama in schwarzer Seide. Hortense, die Tochter, hockte auf einem japanischen Stühlchen, das elegante Vordentköpfchen malerisch und verdrossen gegen die Falten einer Portiere gelehnt. Von Zeit zu Zeit sah sie nach der Uhr, um dann wieder mit gespanntem Gesichtsausdruck auf die Straße hinabzulauschen.

Der schrille Klang der elektrischen Glocke ließ plötzlich alles erschrocken zusammenfahren.

„Endlich!“ seufzte Hortense und erhob sich.

„Das ist er,“ sagte die gnädige Frau und ging dem Eintretenden mit ausgestreckten Händen entgegen.

„Er“ kam direkt aus seiner Stammkneipe „Zum Rüdesheimer“; als er aber so viel langgezogene Gesichter mit stummem Vorwurf auf sich gerichtet sah, erklärte er stolz, vor knapp zehn Minuten mit dem dritten Akt seines neuen Dramas fertig geworden zu sein. Die Erinnerung an diese Arbeit mußte ihm schreckliche Qualen bereiten. Seine Stirn zog sich in Falten, die dunklen Augen begannen zu rollen. Er markierte die Stelle, wo der arme, alte, in seinen heiligsten Empfindungen verletzte Mann die mißratene Tochter bei den Schultern packt und — ha!

Im übrigen gab er zu, einen wahren Wolfshunger mitgebracht zu haben.

Man setzte sich nun, von einem Alp erlöst, zu Tisch, an dessen Schmalfseite sich inzwischen auch Papa Löhrmann eingefunden hatte, ein trockener, alter Herr, mit weißen Ministerkoteletten und

müden Augen. Hortense saß zwischen dem erregten Dichter und dem schweigsamen Doktor, schien sich jedoch, dieses Gegenjages ungeachtet, sehr wohl zu fühlen.

Dem Doktor zur Rechten hatte man ein älteres Fräulein plaziert, der das Sprechen schwer fiel, da sie „es“ — einer biographischen Bemerkung der Hausfrau zufolge — größtenteils in sich hatte. Diese negative Geistestätigkeit schien den positiven Gebrauch der Sinnreden sehr zu fördern. Durch nichts ließ sich die Dame nämlich behindern, auch die dargereichten Berichte in erheblichen Mengen zu „berinnerlichen“.

Inzwischen hatte sich die allgemeine Aufmerksamkeit auf den hungrigen Dramendichter konzentriert, der die langwierige, aber kundige Zerlegung eines Truthahnflügels dazu benutzte, sich auf einen seiner berühmten Aussprüche vorzubereiten. Da der Bratvogel ebenso zart als schmachhaft war, ließ der große Augenblick nicht allzulange auf sich warten. Plötzlich nämlich legte der herrliche Mann Messer und Gabel nieder, sah sich im Kreise um und sagte erhobenen Hauptes, während der Blick seiner dunklen Augen sich gewissermaßen in dämmernder Ferne verlor: „Die Liebe ist wie das Meer, das jedermann offen liegt. Dem einen geht das Wasser bis an die Kniee, der andere taucht ganz darin unter. Der aber am tiefsten dringt, findet die meisten Perlen.“

Man schluckte diese Worte wie der Staub die Regentropfen, Einige der älteren Damen waren vorsichtig genug, sie in ihr Taschenbuch zu kritzeln. Hortense warf dem Doktor einen triumphierenden Blick zu.

Währenddem war die vorübergehend geschlossene Salontür von unsichtbaren Händen aufgerollt worden und den überraschten Gästen „bot sich nun ein feenhafter Anblick dar“. Mitten im Salon, mit der Spitze fast die Decke berührend, stand ein strahlender Tannenbaum, mit Lichtern reich bestückt, von Zuckerwerk, Goldfäden und allerlei blühenden Kostbarkeiten so dicht behangen, daß seine Zweige nicht mehr zu sehen waren.

Alles erhob sich und folgte der gnädigen Frau in den Salon.

Nun genoß man, satt und behaglich auf die Fauteuils hingestreckt, das Verteilen der Geschenke an die Dienstboten nach Art eines geistreich improvisierten Zwischenaktes. Man amüsierte sich über das derbe: „Bilichten Dank, Frau Löhrmann“ der in Fett und Nührung schmelzenden Köchin ebenso wie über das heuchlerische: „Aber das ist ja viel zu viel, gnädige Frau“ der zarter besaiteten Kammerjungfer. Und dann neigte man sich wieder voll Andacht dem gefeierten Dichter zu, den dieses Intermezzo zu der mystisch-tiefen Bemerkung begeisterte: „Der Christbaum ist nicht nur das Symbol der deutschen Weihnacht — er ist mehr: er ist das Symbol des edlen, kultivierten und wiedergeborenen Menschen überhaupt, des Lichtträgers, der sein Leuchten und das süße Brot der Geistesfrucht darbietet aller Welt. Im Naturzustand aber ist der Mensch wie diese Tanne, als sie noch im Walde stand, rauh und düster, von einigen ungenießbaren Zapfen behangen.“ — — —

Doktor Merkel hatte die nächste Gelegenheit benutzt, unbemerkt aus dem Salon zu entweichen. Durch die Jungfer ließ er sich bei den Gastgebern entschuldigen: er habe noch einen wichtigen Besuch zu machen, ein ernstler Fall und — für den Abend bedanke er sich schönstens.

Wie das nun auch gemeint sein mochte — jedenfalls war er in der Seele froh, als die Entreeüre hinter ihm zufiel, als er die ganze Löhrmannsche Weihnachtskomödie endlich hinter sich hatte. Er mußte etwas weit schöneres, und das war gar nicht weit. Er blickte die Treppe hinauf, über deren Stufen vor wenigen Stunden zwei eilige Füße hinaufgesprungen waren, und sein Gesicht erhellte sich.

„Ja, ja,“ sagte er, indem er sich anschickte, ebenfalls nach oben zu gehen, „sie hatte ganz recht: höher hinauf muß man steigen. Wo das Haus aufhört, fängt der Himmel an.“

Oben freilich war's dunkel und still. Als er ein Streichholz anzündete, sah er, daß die Etage geteilt war, rechts eine Tür und links eine Tür. Aber auf der einen schimmerte ein kleines, weißes Bierack, eine Visitenkarte. Und das war jedenfalls die ihrige.

Richtig, ja: Marianne Rau, Lehrerin. Das mag ihr manchmal schön sauer werden. Aber das konnte sie ihm ja selbst erzählen. Er überlegte nicht lange, sondern drückte einfach auf die Klingel.

Es dauerte lange, bis sich hinter der Tür etwas regte. Das Licht einer nähergetragenen Lampe umsäumte die Tür mit einer hellen Kontur. Zugleich fragte eine gedämpfte Frauenstimme: „Wer ist da?“

Was sollte er nun wohl sagen? — Ein paar Sekunden dachte er nach. Endlich lehnte er den Kopf gegen die Tür und sagte so herzlich, als es sich in der Dunkelheit machen ließ: „Freund Fritz, Fräulein Marianne, Oberlehrers Fritz vom Töpfermarkt, guter alter Seeburger Schlag, dem modernen Götdienst entronnen wie Daniel der Löwengrube. Lassen Sie mich stehen, wenn Sie nicht aufmachen wollen, zanken Sie mich aus, schicken Sie mich fort — ich gehe auf der Stelle; aber sagen Sie mir nur noch ein einziges Mal so ein liebes, altes, herzhaftes „Gute Nacht, Fritz“

Merkel, — — — wie damals an der Gartentür — — — bitte!“ Statt einer Antwort wurde der Schlüssel im Schloß umgedreht, die Tür ging auf, und Marianne Rau leuchtete dem späten Besucher mit der Lampe gerade ins Gesicht. Er blinzelte und lachte zugleich und bot ihr wie zum Dank die Hand. Alles in allem machte er einen so vernünftigen Eindruck, daß sie nicht zögerte, ihm auch die Stube zu öffnen.

Am Tisch saß Klärchen Rau, die jüngere Schwester, mit einer Handarbeit beschäftigt. Als er die zum letzten Mal gesehen, ging sie noch mit dem Hängezopf in die Schule. Inzwischen war sie eine kleine Dame geworden, gewissermaßen eine Marianne in kleinerem Format. Sie tat denn auch gar nicht genierlich. Im Gegenteil, sie gab ihm die Hand wie einem guten alten Bekannten, über dessen Wiederauftauchen man mehr erfreut als erstaunt ist.

Als er im milden Schein der Hängelampe auf dem Sofa saß, war es ihm, als sei er nach vielen, vielen Jahren wieder einmal zu Hause, in diesem besonderen Hause, das jeder Mensch irgendwo in einer erträumten Heimat hat und das nur in ganz seltenen Fällen auch zugleich seine wirkliche Behausung ist. Es war aber gar nicht nötig, viel Worte davon zu machen. Es war schon ein Genuß, so still zu sitzen und Marianne in ihrer stillen, freundlichen Art den Tisch decken zu sehen, während die Kleine in die Küche schwirrte, um den Gast mit Tee zu bewirten. Nur darüber mußte

und habe viel gelitten. — Das klang alles so einfach in dieser klaren und natürlichen Alltagsprosa und offenbarte doch wieder so viel schlichte Größe, so viel innere Selbständigkeit, daß er dieser ganz veränderten Marianne Rau ein paarmal voll ehrlicher Bewunderung in die klaren Augen sah. Schließlich aber überkam ihn doch wieder der alte Mannesdünkel, und er war neugierig genug, zu fragen, ob sie denn auch mit diesem Leben wirklich zufrieden sei.

Sie besann sich nicht lange. Es könnten eben, meinte sie, nicht alle Mädchen Frauen und Mütter werden. Sie habe dafür Kinder genug in der Schule.

So saßen sie und plauderten bis tief in die Nacht. Endlich fiel es ihm ein, daß er gehen müsse. Die Kleine sagte ihm zuerst „Gute Nacht“ und verschwand dann im Nebenzimmer, um nach der Mutter zu sehen. Marianne aber machte sich fertig, ihm das Haus zu öffnen.

Im Stiegenhaus war es dunkel, und ihre Schritte hallten. Nur in der Löhmannischen Etage brannte noch die Ampel im Flur. Als sie an der hellen Glastür vorübergingen, hörten sie Gläserklingen und lautes Stimmengeräusch: irgend jemand hatte einen Toast ausgebracht.

Dem Doktor quoll das Wort im Halse, als er so an das ganze gekünstelte Treiben erinnert wurde. Es war gewissermaßen eine

ganz natürliche Reaktion, daß er gleich darauf den Arm um Mariannes Schulter legte und, eigentlich nur um wieder ihre Stimme zu hören, die alte, törichte Frage an sie richtete, ob sie ihn noch lieb habe? — Sie antwortete nicht. Sie schlug die Augen nieder und schien traurig geworden. Als er ihr beglückend über die beschattete Wange fuhr, fühlte er warme Tropfen über seine Finger rieseln. Es war merkwürdig, wie glücklich ihn diese Tränen machten! — Sie ging mit bis vor die Tür. Sie wollte noch ein wenig frische Luft schöpfen. Es hatte inzwischen ganz aufgehört zu schneien. Die Straße war mit einem dichten, weißen Schneebelag



Weihnachtsraum. Nach dem Gemälde von C. F. Ulrich. [Photographie und Verlag von Franz Hanfstaengl in München.]

er sich im stillen wundern, daß das Zimmer auch nicht den geringsten weihnachtlichen Schmuck aufwies, weder Geschenke, noch ein Bäumchen.

Marianne, die diese stumme Kritik bemerkte und nach ihrer Art auslegte, meinte schließlich im Tone der Entschuldigung, so hübsch und bequem wohnten sie hier allerdings nicht, wie in Seeburg im eigenen Hause. Aber er habe wohl vom Unglück der Familie gehört und vom Tode des Vaters?

Ja, ja, er hatte es in der Zeitung gelesen.

Und nun erzählte sie ihm, wie es ihnen seither ergangen. Nach dem Bankrott und dem Ableben des Vaters blieb ihnen gerade noch so viel, um nach Berlin überzusiedeln. So lange sie sich auf das Lehrentennexamen vorbereitet, habe der Bruder, der damals noch bei Siemens und Halske war, die Familie über Wasser gehalten. Jetzt Sorge sie allein für ihre kleine Familie, Mutter und Schwester und die alte Seeburger Hauskate, auf die er sich gewiß noch besinnen könne.

Ihm wurde es ein wenig enge bei diesen Mitteilungen. Er beeilte sich, zu versichern, deswegen sei sie aber doch noch ganz die alte Marianne für ihn. Er habe sich nur gewundert, daß sie sich kein Weihnachtsbäumchen angeeignet.

Davon, meinte sie, seien sie allerdings in letzter Zeit ganz abgekommen. Es rege die Mutter zu sehr auf. Sie sei nervenkrank

ausgepolstert, auf dem das Gaslicht unendlich viele, feine Kristallsternchen flimmern ließ.

In dieser weißen, blendenden Helle standen die Häuser sich groß und düster gegenüber, ganz anders als sonst, fast drohend und unheimlich scharfartig.

Aber die Fenster waren so ziemlich alle erleuchtet, die ganze Straße hinab. Passanten sah man kaum noch auf dem Trottoir, und auch das Rädergeräusch der Großstadt war in diesem Teile wenigstens erloschen.

In die seltsam feierliche Stille ließen plötzlich alle Türme des großen Berlin ihren dröhnenden Glockensang schallen.

Da prekte Friß Merkel in einer plötzlichen heißen Aufwallung die schlichte Gestalt an sich, die eine Stufe höher stand, wie er, und dann sagte er, Mariannes Hände fassend, mit seiner weichen, wohlklingenden Baritonstimme: „Marianne, mein Weihnachtsgeschenk, meine alte Liebe und meine neue Braut, morgen komme ich wieder zu Dir.“

Da stieg sie von der Stufe herab und lehnte den Kopf an seine Schulter. So stand, fast ohne sich zu rühren, und nur dem tiefen Ton der Glocken lauschend.

„O, heiliger Christ!“ sagte sie leise, ergriffen. Sie zitterte in stummer Seligkeit.

Die beiden kleinen Weihnachtsmänner.

Ein Kindergeschichtchen von Henry de Forge.

Genehmigte Uebersetzung von Anna Wilke.

[Nachdruck verboten.]

„Schläfst Du, Colin?“

„Schläfst Du, Colette?“

„Nein, Brüderchen, ich kann nicht schlafen, ich muß immer an den lieben Weihnachtsmann denken.“

„Ich muß auch immer an ihn denken und was er uns heute bringen wird.“

„Sag', Brüderchen, was möchtest Du, daß Dir der Weihnachtsmann schenkt?“

„Einen schönen Schimmel mit einer großen, großen Mähne! — Weißt Du, einen solchen, wie der Herr Bürgermeister einen hat!“

„Und Du, Schwesterchen, was möchtest Du denn gerne haben?“

„Ich wünsche mir furchtbar gern eine Puppe, die die Augen auf- und zumacht und die ich wiegen kann, so wie Muttmchen Dich wiegte, als Du noch klein warst.“

Und die beiden lieblichen, rosigen, blonden Geschöpfe richten sich auf und gucken neugierig über den Bettrand nach dem Kamin.

Die Eltern sind, trotz der großen Kälte und des hochliegenden Schnees nach der alten Dorfkirche gegangen, von der die Glocken in feierlichem Geläute die Geburt Christi verkünden. Vorher haben sie jedoch in der einfachen Stube ein starkes, schnell ausfloderndes Feuer angemacht, damit ihre Lieblinge es recht warm haben.

Colin zählte sechs, Colette acht Jahre.

Sie sind daher noch zu klein, um in die Kirche mitgenommen zu werden. Die Eltern hatten ihnen eingeschärft, hübsch artig einzuschlafen und nicht zu vergessen, vorher ihre Schuhe an den Kamin zu stellen.

Oh, diese Schuhe! Mit welcher seliger Vorfreude haben die Kinder die beiden kleinen Paare gegen den Feuerbock gelehnt.

Die Eltern sind brave, arbeitssame Leute; jedoch die Zeiten sind schwer und sie können daher nur selten ihre kleinen Lieblinge durch Spielsachen erfreuen.

Aber am Weihnachtsmorgen fanden die Kinder stets in ihren Schuhen Geschenke und immer gerade die, welche sie sich so sehr gewünscht hatten.

Daher sind Colin und Colette auch an diesem Abend, wo das schöne Fest wieder seinen Einzug hielt, in so großer Erregung. —

„Colin, weißt Du, um wie viel Uhr der Weihnachtsmann herumgeht?“

„Nein, Colette. Weißt Du es denn?“

„Ach nein! Ich weiß es auch nicht. Aber Muttmchen hat uns gesagt, wir sollten schön artig schlafen. Und, Großmütterchen hat dasselbe gesagt, damit der Weihnachtsmann uns nicht vergiftet. Wir müssen daher, wenn Väterchen und Mütterchen zurückkehren, so tun, als ob wir fest schliefen; sonst finden wir am Ende nichts in unseren Schuhen.“ —

„Colette?“

„Was denn, Colin?“

„Warum stellen denn die guten Eltern und Großmütterchen und Großväterchen nicht auch ihre Schuhe an den Kamin?“

„Ja, warum mögen sie das nicht auch tun?“

Und die beiden niedlichen Geschöpfchen, die wie kleine Engel in ihrem weißen Bettchen liegen, plaudern lange hin und her und sinnen und sinnen.

Plötzlich springt Colin auf, und heftig mit seinen beiden runden Nermchen gestikulierend, ruft er: „Weißt Du was, Colette?“

„Was denn, Colin?“

„Was meinst Du, wenn wir heute nacht gar nicht schliefen! Dann würden wir sehen, wie der Weihnachtsmann uns die hübschen Spielsachen bringt! Wir könnten ihm sagen: „Guten Abend, lieber Weihnachtsmann! Du bist sehr nett, furchtbar nett, und wir haben Dich sehr, sehr lieb!“ Und wir könnten ihn umarmen, ihm danken und ihn bitten, daß er der kleinen Christine, die noch nie etwas geschenkt bekommen hat, auch etwas Hübsches bringt!“

„Aber wenn nun der Weihnachtsmann heute abend gar nicht kommt?“

„Er wird schon kommen, Schwesterchen, sicher, er wird schon kommen!“ —

Und als nach einer kleinen Weile die Eltern, weiß wie zwei Schneemänner, ins Zimmer treten, kriechen die beiden Kinder geschwind unter das Deckbett und tun, als ob sie fest schliefen, beobachten aber genau. „Sieh nur, die lieben Eltern sind nicht allein! — Wie mag das nur kommen? Wer ist nur der Mann, der sich so fest in seinen grauen Mantel eingehüllt hat? Und wer ist die Frau in der großen Kapuze? — Vielleicht ist es gar der Weihnachtsmann und seine Frau! — Ach nein! Das ist ja unser liebes Großväterchen und unser liebes Großmütterchen!“

O, die lieben, guten Alten! Wie sind sie auch so weiß! Sie kommen aus dem Dorfe, da unten, wo sie ihr Haus haben! Sie sehen beide so müde aus! Und doch gehen sie ganz behutsam, auf den Zehenspitzen, um die kleinen Enkelkinder nicht aufzuwecken . . .

Aus einem Korbe, den sie unter dem Arme trägt, nimmt Großmütterchen ein mit Bindfaden umschmirtes Paket hervor und beginnt es zu enthüllen. Was da wohl drin sein mag? — Und Colin kann der Versuchung nicht widerstehen, neugierig die Spitze seines rosigen Mäschens über den Bettrand zu erheben. — „O, Colette! Es ist ein Schimmel mit einer großen Mähne, wie der von dem Herrn Bürgermeister!“

Da blickt auch Colette ein wenig hervor. „O, Colin! Da ist auch die Puppe, die ich mir so sehr gewünscht habe!“

Nun begeben sich die Großeltern an den Kamin und legen die schönen Spielsachen auf die kleinen Schuhe. Dann entfernen sie sich ebenso leise und vorsichtig, wie sie gekommen, um sich von neuem dem Schneegestöber und Unwetter auszusetzen, während Colin und Colette, erstaunt und entzückt zugleich, sich dicht aneinander schmiegen. Nun endlich finden sie auch den so lange zurückgehaltenen Schlaf und träumen vom lieben Weihnachtsmann. —

Als die beiden Kleinen am folgenden Tage, schon beim Morgengrauen, erwachen und gleich an den Kamin stürzen, um sich die schönen Spielsachen nun auch in der Nähe anzusehen, kommt Colin die Lust an, alles zu erzählen, was sie in der Nacht geschaut haben. Aber Colette umarmt den kleinen Colin und flüstert ihm leise ins Ohr: „Brüderchen, sage nichts! Ich weiß was Hübsches.“ Und dann legen die beiden Kinder als Zeichen des tiefsten Schweigens ihren Finger auf den süßen, kleinen Mund, fest entschlossen, der ganzen Welt ihr Geheimnis zu verbergen. —

Ein Jahr später in der Weihnacht nacht, während die Eltern Colins und Colettes wieder in der Dorfkirche sind, deren Glocken auch heuer ihr feierliches Geläute ertönen lassen, befinden sich die beiden Kleinen nicht in ihrem weißen Bettchen, von dem aus sie die schönen Flammen im Kamin so hell leuchten sehen können.

Sobald die Eltern fortgegangen waren, sind sie rasch aufgestanden. Colette hat den warmen Mantel geholt, den sie immer trägt, wenn sie zur Schule geht, und sie haben sich alle beide fest darin eingehüllt. Dann öffnen sie die Tür und schlüpfen ins Freie, gut beschuht mit ihren kleinen Holzpantoffeln. Colin und Colette können nun endlich ihren großartigen Plan, den sie nicht vergessen haben, zur Ausführung bringen. — Es ist sehr kalt, der helle Mond beleuchtet die schneebedeckten Felder. Tapfer marschieren die Kleinen drauf los, um sich zu erwärmen und zur rechten Zeit vor der Rückkehr der Eltern wieder daheim zu sein. Sie gehen dem Dorfe zu, querfeldein, einen Weg, von dem sie wissen, daß ihn niemand geht.

Nun sind sie im Dorfe angelangt und stehen vor dem Hause der Großeltern — das erste auf der rechten Seite. Schnell stoßen sie die unverriegelte Tür auf und betreten die Stube. Im Feuerherd brennt ein großes Scheit Holz, das schöne, rote Flammen hervorzubrennt. Colin und Colette, überglücklich, ohne Hindernisse angekommen zu sein, erwärmen zuerst ihre erstarrten kleinen Händchen.

„Aber sie haben ja nicht ihre Schuhe an den Kamin gestellt!“ bemerkt Colette. — „Aber sieh, dort in der Ecke stehen ihre Holzpantoffeln,“ ruft Colin erheitert, der sich suchend umgesehen hatte. „Wir werden sie gegen den Feuerbock lehnen.“ — „Hör mal, Colin!“ — „Was denn, Colette?“ — „Heute sind wir der Weihnachtsmann und seine Frau!“ — „Das ist wahr, wir sind es wirklich!“ — Und die beiden Kleinen sind überglücklich und lachen aus vollem Herzen!

Dann legen sie in einen der Pantoffeln aus Buchenholz eine schöne, neue Pfeife, die Colette von dem Gelde gekauft hat, welches ihr der Herr Bürgermeister am Kirchweihfeste schenkte. — Die alte Tabakspfeife von Großväterchen war so häßlich und abgenutzt und lange schon hat er sich eine neue gewünscht. — In den zweiten Holzschuh steckt Colin fünf schöne Stricknadeln, denn Großmütterchen hat die ihren zerbrochen. — Um sie schenken zu können, gab Colin das schöne, blanke, nagelneue Geldstück aus, welches er am Tage der Preisverteilung als Belohnung für Fleiß und gutes Betragen erhalten hat. — Nachdem alles geordnet, verlassen die Kinder wieder das Haus, indem sie die Tür sorgfältig hinter sich schließen. Und sich wieder fest anfassend, legen sie den Weg in derselben Eile zum zweiten Male zurück. Sie kommen auch noch zeitig genug zum Hause an und können sich wieder in ihr Bettchen legen, ehe die Eltern heimgekehrt sind. „Wie wird Großmütterchen überrascht sein, Colin!“ — „Wie wird Großväterchen sich freuen, Colette!“ — „Als die beiden Alten in dieser Nacht nach Hause zurückkehren, finden sie an dem Kamin ihre Holzschuhe, in die ein geheimnisvoller Weihnachtsmann Geschenke gelegt hat. — Höchst erstaunt überlegen sie, welchem freundlichen Geber sie wohl diese Ueerraschung zu verdanken haben, als ihr Blick auf die vom Feuer geröteten Fliesen vor dem Kamin fällt und sie darauf den noch feuchten Abdruck von vier kleinen Kinderfüßchen entdecken. — Nun wissen sie, wer ihrer in Liebe gedacht, und heiße Tränen entströmen ihren Augen. Tränen wahrer Freude und Rührung . . .



Christmette in den Bergen. Nach dem Gemälde von Th. Kleehaas.

Wortlos hatte Nora dem Freunde zugehört; als er jetzt schwieg, bot sie ihm die bebende Hand und sagte leise, aber fest: „Sie sollen sich nicht in mir getäuscht haben, Doktor Trachy — um Guys Andenken von Schmach zu reinigen, soll mir nichts zu schwer sein und schließlich zahle ich Tom Norton nur mit gleicher Münze, wenn ich ihn über die Motive, die mich seine scheinbare Güte — in Wirklichkeit ist es wohl sein Schuldbewußtsein, das sein Verhalten gegen uns diktiert hat — annehmen lassen, nicht weiter aufkläre.“

Die Frau, die nach Doktor Trachys Abreise mit Yella heimwärts schritt, war eine andere, als jene, die den Arzt zur Bahn begleitet hatte; vor Noras innerem Auge standen die Namen „Hart und Norton“ so deutlich wie eine Feuer säule in dunkler Nacht, und bevor sich die Witwe Guy Carltons an diesem Abend zur Ruhe begab, gelobte sie sich heilig und teuer, nicht zu erlahmen in der Aufgabe, die sie sich selbst gestellt. Sie wußte, daß sie all ihrer Selbstbeherrschung bedürfen werde, um diese Aufgabe durchzuführen; sie mußte Tom Nortons Herablassung, seine Wohlthaten und sein Bösen auf seine Güte schweigend ertragen lernen — sie durfte sich und Yella nicht von dem Verkehr mit ihm und seiner Familie abschließen — ach, es würde so vieles an sie herantreten, wogegen sich jede Faser in ihr empörte, und doch durfte sie nicht nachlassen, wenn sie hoffen wollte, ihren Zweck zu erreichen. — — —

Die Verhandlung, den Zusammenbruch der Winterschen Bank betreffend, machte selbst in der stets übergeschätigten Riesenstadt Aufsehen; die Tragödie, welche den Abschluß der traurigen Angelegenheit gebildet hatte, war noch in aller Gedächtnis, und als bemerkenswerte Tatsache verdient hervorgehoben zu werden, daß in den wenigen Monaten, die seit Guy Carltons tragischem Ende verstrichen waren, in der öffentlichen Meinung resp. in den diese Affäre behandelnden Zeitungsartikeln ein Umschwung zu Gunsten des Toten stattgefunden hatte. Mit Vorliebe sprachen die Artikel von dem „armen unglücklichen Mann“, von seinem „nassen Grabe“ und von dem „arglos Vertrauenden“, der geglaubt hatte, ohne geschäftliche Vorbildung auf einem Felde wirken zu können, welches schon „geriebenen Deuten“ verhängnisvoll geworden sei.

Ein oder zwei Blätter freilich behielten den früheren gehässigen Ton bei — daß die Redakteure dieser Zeitungen „zufällig“ Klubgenossen Herrn Harts waren, gereichte weder dem letzteren noch den Blättern zum Vorteil. Der Gerichtshof setzte Hart in der Verhandlung scharf zu — es wurde nachgewiesen, daß trotz seiner unleugbaren Tüchtigkeit fast alle Spekulationen, die er bei der Winterschen Bank eingeleitet hatte, fehlgeschlagen waren — daß er auch, bevor er vor fünfzehn Jahren bei der Bank eintrat, schon mehrfach Unglück gehabt hatte und was dergleichen Reminiscenzen, die von gegnerischer Seite ausgegraben wurden, mehr waren, aber Hart setzte diesen Anschuldigungen eine eiserne Stirn entgegen und verwickelte sich trotz aller Kreuz- und Querfragen niemals in Widersprüche. — Er erklärte, Guy Carlton habe keine Geschäftsfenntnisse gehabt und sich auch niemals bemüht, sich solche anzueignen — er habe sich damit begnügt, sein Gehalt einzustechen und absolut nichts zu leisten. Dann habe er, Hart, in Folge der Abwesenheit der anderen Direktoren, einmal in den sauren Apfel beißen müssen, Carlton in den Vordergrund zu schieben und von da an sei der Zusammenbruch der Bank besiegelt gewesen, denn nach der alten Regel, je weniger einer von Geschäften verstehe, desto toller gehe er ins Zeug, habe Carlton von da an Gefallen an waghalsigen Spekulationen und Maßnahmen gefunden usw. Als er sich dann nicht mehr zu helfen gewußt, habe Carlton seinen verzweifelten Entschluß gefaßt. — Daß die Geschäftsbücher, die sein tolles Gebahren bestätigt haben würden, zugleich mit ihm verschwunden seien, beklage niemand tiefer, als er, Hart, und so schloß die Verhandlung, ohne ein nennenswertes Resultat zu Tage zu fördern.

Aber als Folge dieser „resultatlosen“ Gerichtsverhandlung schwirrten leise, aber vernehmlich Fragen von Geschäftshaus zu Geschäftshaus — Fragen, die niemand direkt aussprach, und die sich doch nicht aus der Welt schaffen ließen! Und alle diese Fragen beschäftigten sich mit dem Zustand der Winterschen Bank vor jenem Tage, da sie in eine Aktiengesellschaft umgewandelt worden war! Ein leises, nicht zu fassendes, aber auch nicht wegzuleugnendes Mißtrauen haftete sich allmählich an die Namen derer, die vordem die Bankinhaber gewesen — außer Tom Norton noch drei andere Geschäftsleute der City — Lord Winter, der fünfte Teilhaber, kam nicht in Frage, da er nur seinen alten Namen und großes Vermögen hergegeben hatte! — Der alte, gute Name war ihm geblieben — das Kapital hatte er bis auf den letzten Pfennig verloren! —

Wenn die Bank wirklich so glänzend stand — so ungefähr fragte jeder, der sich auf dergleichen verstand — dann waren weder Tom Norton noch seine Kollegen die Leute, andern den Vorteil zu gönnen, und daß die vier Herren keine irgendwie nennenswerten Verluste erlitten hatten, sprach auch nicht zu ihren Gunsten. — — —

„Ich sagte Dir ja, die Sache würde im Sande verlaufen,“ äußerte Norton triumphierend gegen Nora, „Du hättest Trachy bestimmen sollen, seinen Antrag zurückzuziehen, aber freilich — was versteht eine Dame von Geschäften.“

Nora entgegnete nicht viel, aber Doktor Trachy fand sie sehr niedergeschlagen, als er kurz nach der Verhandlung wieder in Dura vorsprach. Umsonst versuchte der Doktor der jungen Frau auseinanderzusetzen, daß man mit dem Erfolg dieses ersten Schrittes zufrieden sein dürfte. — Nora hatte fest erwartet, daß die volle Unschuld ihres Gatten werde bewiesen werden, und die Enttäuschung war zu hart, als daß sie dieselbe so rasch hätte überwinden können. —

Hubert Haller dagegen war nicht so sanguinisch gewesen und ihm genügte es, daß der Stein ins Rollen gebracht war. — Weder Hubert noch Doktor Trachy zweifelten daran, daß die Saat des Mißtrauens gegen Hart, Norton und Konforten allmählich schon aufgehen werde und der Kranke, der früher so oft mit Gott gehadert hatte, weil er ihn nicht von der Welt genommen, anstatt ihn sich und anderen zur Last weiter „vegetieren“ zu lassen, hegte jetzt nur den einen brennenden Wunsch, es noch zu erleben, daß Guy Carltons Unschuld an den Tag gebracht wurde — dann wollte er gern sterben!

15.

In Freude wie in Leid, die Zeit schreitet unabänderlich voran, freilich mit dem Unterschied, daß die Freudestunden davonfliegen wie beschwingt und die Leidestage wie mit Bleifugeln beschwert erscheinen. Für Nora Carlton waren es lange sechs Jahre, die seit jener Gerichtsverhandlung verstrichen waren und abgesehen von dem schweren Kummer, der sie betroffen und ihr Geschick auf Lebenszeit verdüstert hatte, waren diese Jahre an sich recht leidensvoll gewesen. Die Erinnerung an den geliebten Gatten und an sein entsehlisches Ende verließ Nora niemals, aber sie hütete diesen Schmerz fast eifersüchtig vor anderer Blicken, und sie bemühte sich redlich, Yellas Jugend nicht mit Klagen über Geschehenes zu verdüstern. Yella war weit über ihre Jahre hinaus verständig und überlegt, dabei aber hatte sie nichts von der Frische und Elastizität, welche das köstliche Gut der Kindheit und Jugend sind, vielmehr — so köstlicher, weil sich die Jugend dieses Besitzes nicht bewußt ist — eingebüßt und war sie einerseits ein fröhliches Kind, so war sie andererseits der Mutter Freundin und beste Stütze.

Sehr gegen ihren Wunsch und Willen war Nora, zumeist durch Yella, in diesen sechs Jahren vielfach in Berührung mit der „Magnatenfamilie von Dura“, wie Trachy die Nortons in scharfem Spott nannte, gekommen. Clärchen und Fred Norton nahmen an einzelnen Stunden im Pfarrhause teil und so ließ es sich nicht vermeiden, daß Yella, welche von Mary und Charles Dalton fast unzertrennlich war, auch mit den Nortonschen Kindern verkehrte. Frau Clara versäumte niemals, die Kleine bei jeder Gelegenheit einzuladen; nicht, daß dies auf Clärchens besonderen Wunsch geschehen wäre, denn diese kleine Schönheit witterte in jeder hübschen Gefährtin eine Rivalin und sie pflegte die Bekanntschaft mit der wenig schönen Mary Dalton hauptsächlich aus diesem Grunde, aber Frau Clara selbst, die ihre Tochter sehr oft widerspenstig und schwer zu behandeln fand, hoffte von dem Umgang mit Yella günstigen Einfluß. Yella war stets gleichmäßig beherrscht, liebenswürdig, gefällig, außerordentlich strebsam, fleißig, ohne doch den Eindruck zu machen, als sei sie in eine Musterform gepreßt worden. Dabei war ihr Benehmen gegen ihre Mutter ein seltsames Gemisch von höchster Verehrung und vertrauender Freundschaft — sie war unablässig bemüht, die Mutter mit ihrer Liebe wie mit einer schützenden Mauer zu umgeben und Frau Clara, die sehr viel Scharfblick besaß, erkannte alle diese Vorzüge mit Neid — weshalb war ihre Tochter so ganz anders geartet?

Daß sie selbst den Egoismus in Clärchen genährt und groß gezogen hatte, sah Frau Clara trotz all ihrer großen Klugheit freilich nicht ein; außerdem war Clärchen des Vaters erklärter Liebling und sie bekam sich nicht einen Augenblick, gegebenenfalls ihre Macht über den Vater gegen die Mutter auszuspielen.

Frau Clara besaß nicht Herz genug, um in der Liebe zu einem Kinde aufzugehen, allein soweit sie dazu im Stande war, widmete sie sich ihrem Sohne; er war vielleicht ebenso klug wie die jüngere Schwester, aber er entwickelte sich später und er gehörte zu jenen, die aus Zurückhaltung und Schüchternheit „ihr Licht unter einen Scheffel stellen“ — eine Gewohnheit, die Clärchen völlig abging. Fred stand mit seinem Vater zu „unbedeutend“, wie er öfter sagte und daß er sich trotzdem herausnahm, mitunter seine eigenen, von des Vaters Ansichten abweichenden Ideen zu haben, gestaltete das Familienleben nicht gerade behaglich.

Vom ersten Tage an, der Yella mit ihren Verwandten zusammengeführt — Herr Norton hielt sehr darauf, daß die Carltons als

seine Verwandten bezeichnet wurden — war Fred der getreue Ritter der Kleinen gewesen und es hatte nicht den Anschein, als sollte das Herantwachen Yellas sowohl wie seiner selbst in diesem Verhältnis eine Aenderung herbeiführen. Yella war und blieb für ihn die einzige — ihre Grazie, ihre Schönheit, ihre Liebenswürdigkeit, ihr fleißiges Lernen und Streben stempelten sie für ihn zu einem Wesen, mit dem sich niemand vergleichen ließ. Yella selbst nahm Freds stille Verehrung und Huldigung hin, ohne viel darüber nachzugrübeln — wenn er und sie einander am besten verstanden, erschien ihr das nur natürlich — waren sie doch Vetter und Cousine und stets so viel beisammen gewesen! — — —

Und auch Nora legte der Sache keine Bedeutung bei; daß in einem größeren Kreise, wie ihn die Nortons, Daltons und Yella bildeten, verwandte Elemente sich zu einander gezogen fühlten, erschien ihr nur begreiflich — beobachtete sie doch auch, daß z. B. Charles Dalton nur Augen für Clärchen hatte und sie bei jedem Spiel bevorzugte! Wochten die Kinder doch vergnügt und glücklich zusammen sein — wie bald würden sie herangewachsen sein und dann lernen müssen, sich mit dem wirklichen Leben abzufinden! —

Der erste Ball! Ja, Yella Carlton sollte ihren ersten Ball besuchen und wehmütig und doch stolz lächelnd schaute Nora, die in ihrem alten, einfachen, schwarzen Seidenkleide noch immer eine feine, distinguierte Erscheinung war, auf das junge, strahlende Geschöpf, das im Zauber seiner achtzehn Jahre und seines weißen, duftigen, mit Sedenrosen gezielten Ballkleides wie die verkörperte Jugend, von allem Reiz dieses köstlichen Schatzes umflossen, der vor ihr stand!

Selbstverständlich handelte es sich um einen Ball im Norton'schen Hause — wer sonst hätte auch Yella zu einem Balle einladen sollen? Für Fred galt es als selbstverständlich, daß er neben der Eingangstür lehnte und auf das Erscheinen seiner Göttin in Begleitung ihrer Mutter harpte, anstatt sich, wie es wohl seine Pflicht gewesen wäre, um die beiden Töchter der Marquise von Meveland, welche als Gast bei den Nortons weilte und sozusagen die Patronesse des Balles war, zu bekümmern. Lady Flora und Lady Edith waren hübsche junge Damen, doch konnten sie sich hinsichtlich ihrer äußeren Erscheinung wirklich nicht mit Gabriele Carlton messen — eine Tatsache, die selbst Frau Clara zugeben mußte. Trotzdem erfüllte sie es mit Verdruß, daß Fred seinen Pflichten als Sohn des Hauses nicht nachkam — sie konnte es nicht vertragen, wenn man ihre Wünsche kreuzte. Die jungen Damen selbst freilich fragten nicht viel nach Fred, der ihnen mit seinen 20 Jahren noch sehr jung erschien — zählten sie selbst doch 20 und 21 — und als jetzt Fred mit Yella am Arme seinen Platz als Lady Ediths Gegenüber in einer Quadrille einnahm, flüsterte die junge Dame ihm beim chassé-croisé zu: „Wer ist Ihre Tänzerin, Fred — ich verstand vorherhin den Namen nicht, aber sie ist ganz reizend!“

Fred-beeilte sich strahlenden Blickes, die Vorstellung nochmals in Szene zu setzen; wer Yella reizend fand, erfreute sich seiner besonderen Sympathie und Yella war um so lieblicher, als sie selbst sich durchaus nicht für eine Schönheit hielt. —

Nora saß neben Frau Dalton, die außer Mary und Charles auch ihre zweite Tochter Kate auf den Ball geführt hatte und mit lebhaftem Interesse beobachteten die beiden Damen ihre Röchlein. Während sie miteinander plauderten, erschien Tom Norton, um sie zu begrüßen; er hatte sich in den sechs Jahren nicht zu seinem Vorteil verändert, denn er sah aufgedunsen aus und seine Augen, die fast im Fett verschwanden, hatten stets einen gespannten, unruhigen Blick.

„Wollen wir wetten, daß ich weiß, wovon die Damen sprachen?“ fragte der Bankier jetzt lachend. „Sede von Ihnen hat der andern Komplimente über das Aussehen ihrer Tochter oder Töchter gemacht, mit dem stillen Vorbehalt natürlich, daß das eigene Kind doch die Schönste sei! Nun — habe ich es erraten?“

Beide Damen verteidigten sich lächelnd gegen diese Unterstellung, aber Tom Norton ließ das nicht gelten.

„Wir sind alle nur Menschen,“ beharrte er lachend, „und ich selbst bekenne mich der gleichen Schwäche schuldig — ich finde mein Clärchen schöner als alle anderen!“

In diesem Augenblick tanzte Clärchen vorüber und man konnte es dem Vater nicht verdenken, wenn er stolz auf sie war. Zu einer stattlichen Erscheinung gesellten sich leuchtende blaue Augen, reiches, goldblondes Haar, sehr hübsche Gesichtszüge und ein Teint frisch und rosig wie Apfelfrüchten.

Jetzt brachte Fred seine Partnerin Yella zu ihrer Mutter zurück und Herr Norton sagte hastig in halbblauem Ton: „Fred — Du solltest die Mevelands mehr berücksichtigen — sie sind doch unsere Gäste.“

„Das sind alle Eingeladene, Vater,“ gab Fred mit einer bei ihm seltenen Schlagfertigkeit zurück und im nächsten Augenblick flog er mit Kate Dalton durch den Saal.

Herr Norton entfernte sich, um mit andern zu sprechen und Yella sagte atemlos: „O Mama — ich hätte nie gedacht, daß ein Ball so herrlich sein könne — höre nur den köstlichen Walzer. Ich —“

Yellas weitere Worte verstummten, denn in diesem Augenblick verbeugte sich der Herr, der vorher mit Clärchen getanzt hatte, vor der jungen Dame und gleich darauf flog sie in seinen Armen durch den Saal.

„Wer war der junge Herr?“ fragte Dalton die Freundin.

„Ich kenne ihn nicht,“ sagte Nora nachdenklich, „und doch meine ich, ich müßte diese schönen dunklen Augen schon gesehen haben.“

„Er sieht wie ein Romanheld aus,“ äußerte Frau Dalton lebhaft, „der dunkle Bart, der das bleiche schöne Gesicht umrahmt und die dunklen Augen geben ihm etwas Melancholisches.“

Als Yellas Tänzer seine Dame zurückbrachte, sagte er mit unendlich gewinnender Stimme zu Nora: „Ich glaube, Sie kennen mich nicht mehr, obgleich ich mich Ihrer noch sehr wohl erinnere — mein Name ist Cecil Winter.“

„In der That, ich erinnere mich,“ sagte Nora mit dankbarem Blick und im Laufe des Abends nahm Cecil Winter Gelegenheit, noch mehrfach mit Yella zu tanzen — eine Tatsache, welche ihm einen wenig freundlichen Blick von Clärchen eintrug. Als er sich von Yella verabschiedete, bat er um Erlaubnis, morgen bei ihr und ihrer Mutter vorzupfechen zu dürfen und Yella sagte fröhlich, sie würden sich sehr über seinen Besuch freuen.

Als Mutter und Tochter spät in der Nacht heimkehrten — die alte Pfarrkutsche war für diesen Abend in Dienst gestellt worden — fiel das Mädchen strahlenden Blickes Nora um den Hals und rief jubelnd: „Mama — man sollte mit allem zufrieden sein, um nur einen Ball besuchen zu dürfen — ist es unrecht, daß ich so vergnügt war?“

„Nein, mein Liebling,“ sagte die Mutter sanft, „es ist nicht unrecht und ich gönne Dir es von Herzen!“ — — — — —

Hatte der Ball selbst Yella beglückt, so war dies nicht minder der Fall in bezug auf die Besprechung des großen Ereignisses mit den Gallers in erster Linie und dann mit sämtlichen Daltons. Frau Galler freilich schüttelte den grauen Kopf und murmelte allerlei, was wie „Eitelkeit,“ „Hoffart“ und „Leichtsinn“ klang, aber sie tat das mehr, um sich vor sich selbst zu rechtfertigen, denn in Wirklichkeit wäre sie mindestens so untröstlich gewesen wie Yella, wenn „Gallers Sonnenschein“, wie sie das junge Mädchen nannte, auf diese Freude hätte verzichten müssen.

„Nun, Yella, erzähle — mit wem hast Du getanzt?“ frug Susanne lächelnd; „am Ende nur mit Charles Dalton und mit Fred?“

„O nein,“ rief Yella stolz und glücklich, „ich habe mit allen jungen Herren getanzt, sogar mit einem wirklichen Lord — Lord Meveland, aber am meisten mit Fred und mit Herrn Winter.“

„Winter — was ist dieser Herr Winter?“ frug Hubert, aufmerksam werdend.

„Ei, Onkel Hubert — erinnerst Du Dich nicht mehr, daß ich Dir einmal von Cecil Winter erzählt habe?“ rief Yella lebhaft, „weiß Du, es war damals, als jener Herr Hart unter der Haustür in London mit uns zusammentraf und Mama ihm sagte, was sie von ihm halte und daß er den armen Papa in den Tod getrieben habe. Cecil Winter war mit Herrn Hart gekommen und dann ging er allein fort und sagte Mama, er habe nicht gewußt, daß Herr Hart ein so böser Mensch sei und er werde nie mehr seine Gesellschaft suchen. Und dann, als Tante Clara uns zuerst hier besuchte, kam Cecil Winter auch mit — seitdem ist er ein Mann geworden und er sieht aus wie ein schöner Märchenprinz, und wie Charles Dalton mir erzählte, hat er sich schon einen Namen gemacht. Er hält Vorträge zum Wohl der arbeitenden Klasse und alles in allem ist er ein sehr edler Mensch, das sieht man auf den ersten Blick,“ schloß Yella aufatmend.

„Gm — demnach war dieser Herr Winter der Glanzpunkt des Abends?“ frug Hubert lächelnd, doch nicht ohne eine leise Besorgnis.

„Ach nein,“ rief Yella enthusiastisch, „der Glanzpunkt für mich waren Lady Mevelands Brillanten! Ich habe noch nie etwas Schöneres gesehen, Onkel Hubert,“ fuhr sie dann wichtig fort; „ihr ganzes Kleid blitzte und glänzte und schimmerte in allen Farben des Regenbogens — es war wie mit Brillanten gestickt und um den Hals trug sie auch Brillanten und im Haar Schmetterlinge von Brillanten — es war herrlich!“

Hubert Galler atmete erleichtert auf — offenbar hatten Lady Mevelands Brillanten sie mehr interessiert, als ihre Tänzer.

Susanne Galler mischte sich jetzt wieder in die Unterhaltung. „Dieser Herr Cecil Winter ist gewiß der Sohn von Lord Winter, Hubert,“ sagte sie nachdenklich; „in Dura sagen alle Leute, Clärchen Norton werde den Sohn eines Lords heiraten —“

„Clärchen —“ frug Yella überrascht.

„Ja, ja, Kind,“ nickte Susanne, „es wird schon so sein. Die Winters sind freilich arm, aber sie haben doch einen alten, edlen Namen und Clärchen Norton braucht ja nicht nach Geld zu heiraten. Nun, was meinst Du dazu, Kind?“ (Fortsetzung folgt.)

» Gemeinnütziges. »

Schellfisch. Der Schellfisch wird rein geschuppt, ausgenommen, ausgewaschen, mit Salz und Pfeffer eingerieben, in feines Öl getaucht, auf dem Roste lichtbraun gebraten, auf eine Unterlage von Kräuterbutter gelegt, Zitronensaft darauf gedrückt und zu Tisch gegeben.

Kalbsbraten-Ragout. Ein Stück Butter oder Bratenfett wird mit geschnittenen Zwiebeln gelbbraun gemacht, ein Löffel voll Mehl hinzugegeben und so lange gerührt, bis es gebräunt ist, sodann kommt hinzu: etwas Bouillon, die man von dem Bratenfett kocht, und Essig, einige Lorbeerblätter, etwas Nelkenpfeffer, in Stücke geschnittene saure Gurken, Zucker und Salz und zuletzt der in Stücke geschnittene Braten.

Fische, die einige Tage aufbewahrt werden sollen, müssen ungeschuppt ausgenommen, mit einem trockenen Tuch abgerieben, mit Zucker bestreut und an einem kühlen Ort aufgehängt werden. Wenn sie abgeschuppt werden sollen, lege man sie zuvor eine halbe Stunde lang in kaltes Wasser.

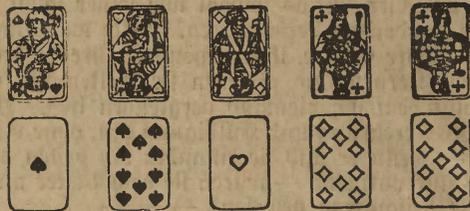
Rinderfilet mit saurer Sahne. Wenn man von dem Filet (Mär- oder Würbelbraten) alles Fett abgeschnitten, dann die obere Seite abgehäutet und recht kraus gespickt hat, gibt man es in die Bratpfanne auf einen untergelegten Teil des abgeschnittenen Fettes, salzt es, bedeckt es sorgfältig mit dem übrigen Fett, gibt 2—3 Tassenköpfe voll Wasser dazu und läßt es in einem gut durchgeheizten Bratofen unter fleißigem Begießen schön saftig werden. Sollten die oben auf gelegten Fettstücke ausgebraten sein, bevor das Filet gar ist, so wird nachträglich ein mit Butter bestrichenes Papier darüber gebreitet. Wenn der Braten gut ist, wird die Dunke abgegossen, alles Fett abgeschöpft, dagegen 1 Tassenkopf voll saurer Sahne, 30 Gramm Kapern, etwas Zitronensaft und an Zucker abgeriebene Zitronenschale dazu getan, die so gemischte Dunke unter fortwährendem Rühren noch ein wenig auf dem Feuer erhitzt und extra zu dem Braten serviert. Beim Tranchieren trennt man zunächst die Nuß von dem eigentlichen Filet, schneidet letzteres in schiefe Scheiben und verfäbrt dann gleicherweise mit der Nuß.

Bilze lassen sich für den Winter durch einfaches Trocknen aufbewahren. Sie werden hierzu nur sorgfältig gepulvt, jedoch nicht abgewaschen, je nach Größe mehrfach zerschnitten und an der Sonne oder auf dem Herd getrocknet, sie müssen vor Feuchtigkeit geschützt und luftig aufbewahrt werden, am besten in einem Leinwandtäschchen.

Mundwasser. Zwei Eßlöffel voll Pfefferminzöl und einen Eßlöffel voll Eau de Cologne vermischt man mit einem halben Liter abgekochten und wieder abgekühltem Wasser. Man verwahrt das Mundwasser gut zugefokt und nimmt zum Gebrauch nur einige Tropfen auf ein Trinkglas Wasser.

Gummi zu erweichen. Gummiringe, wie man sie an Frucht-einmachgläsern gebraucht, werden häufig hart und brüchig. Man kann sie aber weich machen, wenn man sie in Ammoniakwasser (1 Teil Ammoniak auf 2 Teile Wasser) legt. Manchmal brauchen die Ringe in diesem Bade nicht länger wie 5 Minuten liegen zu bleiben. Meistens ist aber eine halbe Stunde nötig, um ihnen ihre frühere Elastizität wiederzugeben.

» Nachtsch. »



Mit obigen Karten spielt Mittelhand Kreuz-Solo. Obwohl Kreuz-Bube und As im Stat liegen, wird das Spiel mit Schneider verloren. Vorhand hat in seinen Karten 12 Augen mehr als Hinterhand. Wie war die Verteilung und wie das Spiel?

2. Rätsel.

Im Meer und Fluß wird es gefunden
Und auf der Tafel sehr geschätzt,
Doch ist ein i daraus verschwunden
Und dieses durch ein o ersetzt,
So sieht als einen Berg man ragen
Es hoch empor im deutschen Land,
Der aus der Wunderwelt der Sagen
Dir ohne Zweifel ist bekannt.

2. Doppelrätsel.

a a e e g i i k l m n s s t

Obige Buchstaben sind so in die Felder dieser Figur einzutragen, daß sowohl in den vier Quadranten als auch auf den vier langen Eckenlinien bekannte Wörter entstehen. Die Wörter bezeichnen: 1 2 3 4 einen Philosophen, 5 6 7 8 eine zähflüssige Masse, 9 10 11 12 einen Mäuse- und Insektenjäger, 13 14 15 16 einen Ort im alten Ägypten, 10 12 14 16 ein Sinnbild der Unbeständigkeit des Glücks, 15 13 7 5 eine Göttin, 8 6 4 2 einen Vornamen.

	1	2			
	4	3			
5	6	⊗	⊗	9	10
8	7	⊗	⊗	12	11
		13	14		
		16	15		

4. Wechselrätsel.

Mit ff schlichtets manchen Streit,
Mit nn ist's mehr lang als breit,
Mit mm kommt beim Tier es vor,
Mit tt trägt es manches Ohr.

Lösung der Aufgaben in voriger Nummer.

- Es muß was wunderbares sein
Um's Sieben zweier Seelen,
Sich schließen ganz einander ein,
Sich nie ein Wort verhehlen.
Und Freud und Leid und Glück und Not
So mit einander tragen,
Vom ersten Kuß bis in den Tod
Sich nur von Liebe sagen.
- Ziehung, Seizung.
- Panze, Belot, Gaze, Voge, Bot. Panzelot.
- Händel.

» Lustiges. »

Auch ein Herzeleid.

Frau: „Ach, liebe Nachbarin, wie unglücklich bin ich! Sie glauben nicht, wie mein Mann jetzt gegen mich ist.“

Nachbarin: „So? — Man sagte mir, daß er Sie jetzt nicht mehr prügele.“

Frau: „Das ist es ja eben, ich bin ihm jetzt gleichgültig geworden.“

Kleines Mißverständnis.

Mutter: „Ach, wenn sich doch mein Malchen verheiraten würdel Wissen Sie mir keinen guten Rat?“

Befante: „Einen guten Rat nicht, aber einen recht netten Affessor!“

Die wirksame Nuance.

Franz Moor (in der Probe zum Diener Daniel): „Wissen Sie, im fünften Akte, bei Erzählung des Traumes, habe ich eine wirksame Nuance: ich werfe Sie zur Erde und gebe Ihnen einen Fußtritt.“

Daniel: „Sehr wohl, auch ich habe dann eine Nuance: ich erhebe mich und haue Sie hinter die Ohren.“

Auch ein Grund.

Richter: „Warum haben Sie den Mann geschlagen, der Sie in keiner Weise beleidigt hat?“

Angeklagter: „Es hat mi halt geärgert, daß er bei den schlechten Zeiten a so zufriedenes Gesicht gmacht hot!“

Ganz natürlich.



Dame: „O, ich armes verratenes Weib! Denken Sie, mein Mann ist mit der Schauspielerin Brüllini die ganze Schillerstraße entlang gegangen.“

Hausarzt: „Da finde ich doch nichts Schlimmes dabei.“

Dame: „Ja, aber er hat sie am Arme geführt.“

Hausarzt: „Aber, erlauben Sie, er kann sie doch unmöglich an den Ohren führen!“

Generös.

Prinzipal (zum Lehrling): „Maier, ich muß Sie bitten, mit Ihren Interpunktionen nicht so sparsam zu sein — besonders diesem Kunden gegenüber, der uns so viel Geld zu verdienen gibt!“

Auf Untwegen.

Mama: „Gustel, jetzt mußt Du zu Bett gehen — es ist die höchste Zeit!“

Die kleine Auguste: „Aber Mama, zuerst muß doch meine Puppe schlafen gehn — und die mag noch nicht!“

Wissenschaftliche Erklärung.

„Mama, hier stehts: der Mensch gebraucht zum Leben sehr viel Sauerstoff.“

„Em, also wirklich! Dann ist es auch kein Wunder, daß unser Zimmernachbar, der Studiosus Müller, so viele saure Heringe isst.“

Bestätigung.

Käufer: „Ihre Sicherheits-Zündhölzer sind miserabel — die brennen ja überhaupt nicht!“

Gaufierer: „Na, mehr Sicherheit können S doch nimmer verlangen!“